

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

für die künftigen Taten eine gewisse geistige Linie zu sichern, denn schon das zweite Nachrichtenblatt (vom Juni 1936) hatte die Botschaft gebracht, daß als literarischer Berater des Unternehmens eine so kompetente Persönlichkeit wie Prof. Dr. Walter Muschg hatte gewonnen werden können. Seit anderthalb Jahren haben nun die „Schweizer Bücherfreunde“ zunehmend an Boden gewonnen und ihre Tätigkeit zielbewußt entfaltet, sodaß die Gesamtheit ihrer Veröffentlichungen jetzt schon eine sehr beachtenswerte kulturelle Leistung darstellt: in 15 Nachrichtenblättern haben sie ihre Mitglieder über ihre Neuerscheinungen unterrichtet, die jetzt 16 im eigenen Verlag herausgebrachte Bücher und 10 Erwerbungen aus anderen Verlagsanstalten umfassen.

Man darf sich des durchwegs ansehnlichen Niveaus dieser Publikationen freuen und auch ihrer erfrischenden Vielgestaltigkeit. Neben der Neuauflage alter Werke in sorgfältigster Ausstattung (wie der Fabeln Pestalozzis, von C. F. Meyers „Der Schuß von der Kanzel“, von Gotthelfs „Die Käseerei in der Vohfreude“, von Zschokkes „Selbstschau“), stehen Werke zeitgenössischer schweizerischer Autoren (wie Robert Walser, Hermann Hiltbrunner, Ramuz, Kurt Guggenheim, August Steinmann, Bernhard Diebold, Arnold Kübler); neben Roman und Erzählung steht die Biographie (wie „Johann August Sutter“ von J. P. Zollinger, „Johannes von Müller“ von Willy Stöckli, „Karl Stauffers Lebensgang“ von Wilhelm Schäfer), neben dem ursprünglich geschlossenen Werk steht die Anthologie („Vollständige Werke“ von C. Englert-Jaye, „Lehrbuch schweizerischer Dichtung“ von Siegfried Lang). Dazu kommt noch die Reihe verlockender Bände meist geschichtlicher oder kulturgeschichtlicher Darstellungen, die aus anderen Verlagsanstalten an die „Schweizer Bücherfreunde“ übergegangen sind und mit erkennen lassen, wie großzügig das Programm des Verlages entworfen ist und eine wie eifrige Tätigkeit ihm gerecht zu werden sucht.

So wird man der neuen schweizerischen Buchgemeinschaft nur wünschen dürfen, daß sie auch ein Publikum finde, das ihr die nötige Beachtung und Unterstützung schenkt, damit sie weiterfahren kann, ihrer verantwortungsvollen Aufgabe zu dienen.

Carl Günther.

Bücher Rundschau

Politische Schriften.

Viscount Rothermere, Warnungen und Prophezeiungen. Deutsch von Dr. Fritz Fiedler. Zürich, Scientia AG., 1939.

Der Bruder des verstorbenen englischen Zeitungsmagnaten Lord Northcliffe, der sich als Besitzer der Daily Mail und anderer einflußreicher Tagesblätter eine weite und starke Resonanz zu verschaffen weiß, erzählt aus seinem persönlichen Ringen um die Gestaltung der britischen Außenpolitik unserer Zeit.

Rothermere geht davon aus, daß er die Bedeutung Hitlers und der nationalsozialistischen Bewegung in Deutschland beizeiten erkannte. Auf die Kunde von Hitlers Machtübernahme sagte er zu seinem Mitarbeiter Ward Price: „... Der heutige Tag wird einer der wichtigsten Tage, wenn nicht der wichtigste Tag überhaupt in der jüngsten Geschichte Europas sein.“ Man fühlt sich spontan erinnert an das bekannte Wort Goethes am Abend des Gefechtes von Valmy. „Europa erlebte das großartige Schauspiel, wie ein großes Volk unter der völlig unbedingten Herrschaft einer kleinen Gruppe von Männern stand, die, in militärischem Drill und Geist geschult, von dem Gedanken durchdrungen waren, daß die von ihren parlamentarischen Vorgängern vorgetragenen demütigen Bitten um Abstellung und Hilfe zwecklos seien.“ „Es bestand die Gelegenheit, daß wir... in Übereinstimmung mit den deutschen Machthabern die böse Herrschaft des verfehlten Ver-

jailler Vertrages beendeten.“ Unter diesem Eindruck setzte Rothermere seine „ganze Kraft für den Versuch ein, Großbritannien aufzurütteln, daß es sich in gleicher Weise unserer nationalen Gefahr und unserer nationalen Gelegenheit bewußt würde.“ Mit größter Schärfe wandte er sich gegen den „hohlköpfigen Pazifismus“. „Bei der gegenwärtigen Weltlage bedeutet Abrüstung den Krieg.“ „Großbritanniens ehemaligen Gedeihen lag auf dem Meere. Seine Zukunft liegt in der Luft. Wir brauchen 5000 Kriegsflyzeuge.“ So schrieb er schon am 7. November 1933. Später forderte er 10 000 Militärflugzeuge. An der erwähnten Stelle fügt er hinzu: „Hätte man Großbritannien 1933 veranlaßt, allen Ernstes an die Beschaffung einer solchen Luftflotte zu gehen, so wäre der ganze Gang der Geschichte ein anderer geworden.“ Das Thema dieser doppelten Feststellung variiert er durch sein ganzes Buch hindurch.

Lord Rothermere sucht Einstellung und Aufkommen Hitlers zu verstehen als Brite, der daraus Folgerungen im britischen Interesse gezogen zu sehen wünscht. Ebenso ist er überzeugt, daß die englische Politik hinsichtlich Mussolinis ostafrikanischen Bestrebungen verfehlt war. Die Sanktionen deckten in ihrem Scheitern nur die Schwäche des Völkerbundes und Großbritanniens auf. „Italien, das von seinen alten Bundesgenossen beleidigt war, bildete mit Deutschland die Rom-Berlin-Achse...“ In diesem Zusammenhang versucht der Verfasser einen interessanten Vergleich Hitlers mit Mussolini.

Zu gewissen Zeiten vertieft er sich in die Gedankenwelt der splendid isolation. „Wir sollten uns um unsere Dominions und Übersee-Besitzungen kümmern und es als unsere Politik verkünden, daß uns keinerlei Vorgang auf dem Kontinent — ausgenommen vielleicht eine Bedrohung der französischen und belgischen Grenze — etwas angeht.“

Gegen Ende 1937 hatte Rothermere die Ansicht geäußert, die britische Regierung würde auch den französischen Interessen einen Dienst erweisen, wenn sie die Initiative ergriffe, um mit Deutschland zu einer Verständigung zu kommen. Das schien ihm selbst in der Kolonialfrage gegeben. Daher unterstützt er Neville Chamberlains Münchenerpolitik mit aller Kraft. Durch München „rettete Chamberlain den europäischen Frieden, und jeder Dank gebührt ihm.“ „Trotz eines klugen Richtungswechsels, den sie im letzten Jahre dank unserem großen Premierminister Chamberlain erfahren hat“, sei jedoch die britische Außenpolitik „immer noch voller Explosionsmöglichkeiten.“

Ein eigenwilliger Mann spricht aus diesen Worten. Ungewöhnliche, gelegentlich erstaunliche Gedankengänge finden sich in seinen Artikeln und Ausführungen. Manches, das zu seiner Zeit erstaunlich klang, ist unterdessen selbstverständlich geworden, anderes noch erstaunlicher. Auf alle Fälle sieht Rothermere die Probleme und scheut sich nicht, sie näher zu betrachten. Seine Art, sie darzustellen, ist erfrischend lebendig und leichtfaßlich, wenn auch seine Selbstverständlichkeit ihn oft zu weit gehen läßt.

Col. Decio de Minicis, Vittorio Emanuele III, Dal Regno all'Impero. Roma, Maglione, 1938.

„Man kann der Gestalt Viktor Emanuels III. nicht Farbe und Relief geben, wenn man sie nicht vor den historischen, politischen und militärischen Hintergrund seiner Regierungszeit stellt.“ Nach diesem Grundsatz baut der Verfasser seine Darstellung auf. Sie sucht den Aufstieg Italiens vom erschütterten Königreich, das es beim Tod Umberto's I. war, zum achtungsgebietenden Imperium unserer Tage zu schildern und den hervorragenden Anteil des jetzigen Königs daran nachzuweisen.

Mit Umberto I., dem Re Buono, war ein von der Richtigkeit und Notwendigkeit des Dreibundes überzeugter Herrscher dahingegangen. Sein junger Nachfolger war entschieden österreichfeindlich eingestellt. Als der Weltkrieg ausbrach, machte er kaum ein Hehl aus seinen Sympathien für die Interventionisten, die Befürworter eines Eingreifens an der Seite der Alliierten. Vom Augenblick des Kriegseintritts an gehörte der König voll und ganz der Armee, durchdrungen vom Glauben an die Zukunft seines Volkes. De Minicis läßt eine ganze Reihe ansprechender Anekdoten dafür zeugen, wie der König die Entbehrungen, Anstrengungen und Gefahren des Frontsoldaten teilte, als Mensch zum Menschen vor ihn hintrat, das Heer durch seine Beispiel belebte. Entscheidend griff er nach dem

Zusammenbruch von Caporetto ein. In der Konferenz zu Veschiera (8. Nov. 1917) sicherte er die genügende Unterstützung der Alliierten beim Aufbau der Piavefront. „C'est un roi“ sagte ein französischer General unter dem Eindruck seiner Ausführungen.

Ein drittes Mal bestimmte Viktor Emanuel die Geschichte seines Staates, als Ende Oktober 1922 sich die Schwarzhemden zum Marsch auf Rom konzentrierten. Bekannt ist, daß er dem Ministerium Facta die Unterzeichnung des Dekretes verweigerte, welches die Verhängung des Belagerungszustandes hätte verfügen sollen. Der Ministerpräsident hatte es zum voraus in Kraft setzen lassen. „Sie vergessen, daß jede Maßnahme von mir sanktioniert sein muß, bevor sie bekanntgegeben wird.“ „Questa è roba da operetta. Io non firmo un decreto che trovo inopportuno“, erwiderte der König. Andererseits ließ er Mussolini seinen bestimmten Wunsch übermitteln, er möge seine Bewegung in verfassungsmäßige Bahnen leiten.

Wie weit der König seinen Einfluß bei der Auslösung des abessinischen Krieges und der Einleitung der Achsenpolitik in die Waagschale warf, geht begreiflicherweise aus diesem Buch noch nicht mit genügender Deutlichkeit hervor. In allen seinen politischen Bewertungen nach innen und außen stellt es sich auf den faschistischen Standpunkt. Es will den Italiener für die ritterliche Persönlichkeit seines Königs begeistern. Die große Zahl von Zitaten, namentlich aus Reden und Erlassen, macht es zu einer kleinen Quellenammlung. Dadurch vor allem empfiehlt es sich als wesentlicher Beitrag zur italienischen Geschichte der vergangenen Jahrzehnte.

Otto Weiß.

Abersehungun.

Im Juliheft der „Büchertunde“ (Organ des Amtes Schrifttumspflege bei dem Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP) mahnt die Schriftleitung zum Aufsehen wegen des großen Prozentsatzes von Übersetzungen in der deutschen Buchproduktion: „Das übersehte Buch nimmt in der deutschen Produktion einen ganz unverhältnismäßig großen Raum ein und wird dazu noch in verantwortungsloser Weise (gemeint ist: in der Propaganda) herausgestellt.“ Im Katalog einer deutschen Sortimentsbuchhandlung fand der Verfasser jenes Artikels — ich nenne nur die extremsten Zahlen — neben 42 Romanen deutscher Herkunft 40 Übersetzungen, in einem andern, neben 3 wohlfeilen Romanwerken deutscher Herkunft, 8 in die Rubrik der „wohlfeilen Ausgaben“ fallende Übersetzungen. Eine solche Feststellung mag gewiß in politisch bewegten Zeiten für eine politisch verantwortliche Stelle etwas Bestürzendes haben, zumal das nachdrückliche Angebot von Übersetzungen auf eine ebenso deutliche Nachfrage zurückzuführen sein wird. Andererseits aber zeugt das starke Interesse des deutschen Lesepublikums an fremder Literatur für seinen offenen Sinn gegenüber der Außenwelt, der ein Ehrentitel deutscher Art ist seit der Zeit, da Goethe das Schlagwort der „Weltliteratur“ prägte, ja, der schon früher, etwa bei Herder, glänzend in Erscheinung getreten ist. Zwei Bedenken hat man wohl gegen die Pflege des „Weltliteratur“ ins Feld geführt. Das eine kennen wir auch aus unseren schweizerischen Verhältnissen heraus wohl: es entspringt der Befürchtung, daß die geistliche Aufgeschlossenheit gegenüber allem Fremden die richtige Wertschätzung des einheimischen Gutes beeinträchtigt — gegen diese Gefahr vermag nur tiefgreifende Bildungsarbeit zu helfen. Das andere Bedenken erwägt, daß die Tendenz zur Weltliteratur auf die nationalen Literaturen nivellierend wirken müsse. Aber gerade so hat es Goethe nicht gemeint: er „wiederholte“ im Jahre 1828 in einer Anzeige der Edinburgh Reviews, „daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen und, wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen“. Diese Wirkung der Übersetzungstätigkeit (soweit sie nicht bloß ein frommer Wunsch bleibt — man hat ja heute wieder Grund, sich skeptischen Gedanken darüber hinzugeben) könnte niemand so freudig begrüßen wie wir in der Schweiz in unserem Auslug nach allen Seiten.

Zudem sind wir dankbare Mitgenießer der Übersetzungstätigkeit in den anstoßenden Ländern. Und wenn bei uns das Interesse an Übersetzungen ebenfalls vorhan-

den ist, so sei der Hinweis darauf nicht unterlassen, daß sich uns eine Übersetzung vielfach auch darum empfiehlt, weil das betreffende Werk, indem es für eine Übersetzung als geeignet empfunden wurde, aus einer Auslese hervorgegangen ist. Wie vieles wird gedruckt, wie wenig es wird (trotz der „Bücherfunde“!) davon übersetzt! Die Auswahl wird nicht nach künstlerischen oder rein menschlichen Gesichtspunkten erfolgen, sondern vor allem durch die Erwägung bestimmt sein, was den Reigungen des Publikums entgegenkomme. So sind die Übersetzungen aus doppelter Siebung hervorgegangene Bücher zur Befriedigung des Publikumsgeschmacks, was nicht auszuschließen braucht, daß sie von beträchtlichem Rang und Gehalt sind.

Von jeder der Übersetzungen, die mir aus neuerer Zeit vorliegen, ließe sich sagen, daß sie jedenfalls einen ganz bestimmten Geist repräsentiere, mit dem sich auseinanderzusetzen anregend und gewinnreich ist. Hinter jeder steht ein Autor eigenen Willens und steht eine Welt mit ihrer ganz besonderen Atmosphäre, und durch einen Roman in sie hineingeführt zu werden, hat seinen besondern Reiz: es erweitert gewissermaßen die Weltkenntnis von innen her.

In dritter Auflage liegt da schon der **„Roman in der Ehe“** von **Angelo Gatti** vor (Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln 1939. Übertragen von Hildegard Stamm. Titel der italienischen Originalausgabe: „Ilia e Alberto“). Es ist ein italienischer Gesellschaftsroman ohne viel äußerlich-dramatisches Geschehen, auch ohne Ehestandal oder irgendwelche pikante Szenen. Das ganze Gewicht ruht auf der Absicht auf Innerlichkeit zu dringen, das stille Wachstum guter Menschen im Leid des Lebens zu erlauschen. Hierzu greift nun der Erzähler weit aus: was an verschiedenartigen Menschen den Kreis eines großen Hauses der italienischen Gesellschaft berühren kann, alles ist einbezogen in die klare Atmosphäre dieser Welt und dieses Paares, auf welches das Faustwort zutrifft: Ein guter Mensch, in seinem dunklen Drange, ist sich des rechten Weges wohl bewußt. — Angelo Gatti ist Mitglied der italienischen Akademie. Ein Roman seines Kollegen **Edouard Estaunié**, Mitglied der französischen Akademie, ist uns unter dem Titel **„Der Fall Clapain“** ebenfalls in einer Übersetzung näher gerückt worden (Paul Zsolnay-Verlag, Berlin 1938. Übertragen von Fritz Lehner. Titel der französischen Originalausgabe: „Madame Clapain“). Er ist weithin das gerade Gegenteil des Romanes von Angelo Gatti: nicht nur, weil er in der Welt der kleinen Leute in der französischen Provinz spielt, sondern auch, weil er stark auf sensationelle Wirkung ausgeht; er ist ein erklärter Detektivroman, der aus breit angelegten Eingangskapiteln den Leser in höchste Spannung hineinreißt. Und doch kommt es auch ihm auf die Ergründung der Menschen an und ließe sich auch hier jenes Faustwort anwenden, aber die Akzente liegen anders. Wer das Buch nicht zur Hand nehmen will, um wieder einmal in die irgendwie rührende Welt der französischen Provinz einzutauchen, wer nicht den aufregenden Versuch der Entdeckung eines Verbrechens mitzuerleben trachtet, wird das Buch vielleicht lesen, um sich der von Edouard Estaunié leidenschaftlich und meisterlich geübten Kunst der Erfassung und frappanten Zeichnung der Menschen zu freuen.

Es ließe sich fragen, warum die Flämänder heute literarisch in so hohe Gunst gekommen sind, und man müßte vielleicht antworten, daß sie, ungebrochen in ihrer bäuerlichen Kultur stehend, einer Sehnsucht der Stadtwelt der Gebildeten entgegenkommen. Sie plagen sich weniger mit Problemen, als sie die Ursprünglichkeit des Lebens preisen, die Natur ist ihnen wichtiger als der Mensch, der ihnen am größten erscheint, wo er selber etwas naturhaft Unverfälschtes an sich hat. Aber den von diesem Typus Abgeirrten mokieren sie sich gern. Und dann können sie schreiben . . . **Gerard Walshaw** z. B., in dem „Flanderns junge Dichtergeneration ihren repräsentativen Vertreter gefunden hat“, schildert in seinem Roman **„Das Kind“** (Eugen Diederichs Verlag, Jena 1939. Übertragen von Martha Hechtle. Titel der flämischen Originalausgabe: „Het Kind“) die Geschichte eines Adoptivkindes, das von seinen bäuerlichen Pflegeeltern unsäglich verhätschelt und verzogen wird, in der Stadt sich dann zu einem richtigen Hochstapler auswächst, um am Ende als angesehene Persönlichkeit ins Dorf zurückzukehren. Das ist alles wenig „moralisch“, und oft geht die Lust an der Groteske sehr weit, nämlich fast über die Grenze des Glaubhaften hinaus. Aber dennoch: wie großartig wirkt die Unbekümmertheit dieser Erzählungskunst, wie erquickend ihre Frihe und Erdnähe, und welch göttiger Himmel wölbt sich über diesem Land! — Schildert Gerard

Walschap einen etwas sturilen Lebensgang, so wendet sich **Stijn Streuvels** in seinem Roman „**Die große Brücke**“ (J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart 1938. Übertragen von Karl Jacobz. Titel der flämischen Originalausgabe: „De Teleurgang van den Waterhoef“) dem Thema zu, wie der Einbruch der Zivilisation in ein uraltes Reservat ländlicher Siedlung sich auswirkt. Eine große Brücke wird gebaut, und ihre Zufahrtsstraßen durchbrechen das „Wasserviertel“ eines Dorfes an der Schelde. In elementarem Kampf stoßen die Kräfte auf- und gegeneinander, und die Leidenschaften entbrennen — mit der Unbedenklichkeit, die das Kennzeichen naturhaften Lebens ist. Aber am Schluß steht die Brücke, und das Leben schreitet über den Aufruhr, den sie angerichtet hat, hinweg — es ist das Motiv vom Kampf zwischen Zivilisation und Natur, zwischen Jung und Alt, das dem Buch zugrunde liegt. Vielleicht mag man auch hier (wie bei Walschap) Menschliches finden, das etwas wenig geklärt erscheint: der Autor nimmt das Individuelle um ein Geringes weniger wichtig als wir. Das allgemeine Leben triumphiert — hier sogar über das Eigensein einer Landschaft —, ohne daß darüber eine Klage fiele: „Sie waren bereit, das „Neue“ anzunehmen, sich ihm anzupassen, der vorgezeichneten Richtung zu folgen, ohne zu wissen, daß ihre Eigenart dabei zugrunde ging, daß sie wurden wie alle anderen und die Spanne ihres Eigenlebens damit zu Ende war“. — Ein dritter flämischer Roman, „**Das Leben treibt**“ von **André Demedts** (Verlag Die Rabenpresse, Berlin 1939. Übertragen von Albrecht Otto. Titel der flämischen Originalausgabe: „Het leven drijft“) legt den Konflikt zwischen moderner Zivilisation und althergebrachtem Bauernleben in die Seele eines einzelnen Menschen, eines Landarztes, der vom Lande stammt, aber in seinem Beruf und in schwierigen häuslichen Verhältnissen sich der ländlichen Welt entfremdet und erst nach schweren Krisen wieder zu ihr zurückfindet. Alles Interesse ruht auf dem knorrigen, schwerfälligen und cholerisch gearteten Mann, der mit liebevoller Eindringlichkeit gezeichnet ist, und dessen Erscheinung und Lebenskampf die Schilderung der flämischen Erde und des flämischen Himmels eine großartige Folie gibt. Es ist in dem Buch etwas Besonderes vollbracht: die stark verinnerlichte Darstellung eines schweren Einzelschicksals in seiner Verbundenheit und im krampfhaften Kampfe mit der es umgebenden Welt, und es beglückt der Einklang, zu dem dieser Kampf führt. Das Leben treibt sie nicht nur, es siegt.

Die beiden mir vorliegenden Romane englischer Herkunft sind ausgesprochene Gesellschaftsromane, und man vermerkt bei ihrer Lektüre wohl, daß sie aus einem Lande kommen, das in diesem Genre eine bedeutende Tradition und Kultur pflegt: sie sind ausnehmend interessant geschrieben und sowohl in der Problemstellung wie in der Zeichnung der Menschen geistvoll und anregend. „**Berzauberter Sommer**“ heißt der Roman von **Ann Bridge** (Marion von Schröder Verlag, Hamburg 1938. Übertragen von Ernst Sander. Titel der englischen Originalausgabe: „Enchanter's Nightshade“), was offenbar, wie der Titel der Originalausgabe, ein Verlegenheitstitel ist, denn er weckt Erwartungen, die das Buch mit seinem klaren Wirklichkeitsinn und seiner Lust an der exakten und vor nichts Menschlichem zurückweichenden Schilderung nicht erfüllt. Es schildert, wie eine junge Erzieherin aus gutem englischem Hause eine Erzieherstelle in einer hochgestellten italienischen Familie annimmt, dort halb wider Willen in eine Liebesgeschichte verwickelt wird und beschwert mit einer „Vergangenheit“ und um vieles wissender, als sie von ihrer Mutter einst in die Welt geschickt worden war, den Weg wieder in den kühleren Norden findet. Aber es ist beinahe brutal, und es geschieht dem Buche unrecht, wenn man seine Fabel so kurz umschreibt. Denn wie wir mit der kleinen Erzieherin nach Italien fahren, öffnet sich uns eine neue Welt, die die Autorin mit ausgezeichnetem Charme zu zeichnen versteht: Menschen, Sitten, Land — mit welcher Sinnenfälligkeit erstehen sie in der immer bewegten Schilderung vor uns, und wie viel Güte und kluges Urteil steckt in der Art, in der die ja gar nicht englischen Menschen erfaßt und dargestellt werden. Unverlierbar prägt sich einem die Gestalt der hundertjährigen eigenwilligen Marchesa ein, die schließlich (nach der „Entzauberung“ der landesfremden Erzieherin) mit ihrer Menschenkenntnis ein havariertes Lebensschifflein wieder flott zu machen versteht und zugleich mit grandezza das Ansehen ihrer Familie rettet. Über die dabei geäußerten Maximen müßte man allerdings noch reden, und vielleicht täte man auch damit dem Buche unrecht, da es Leben und Schicksal schildern und keineswegs sittliche Konflikte lösen

will. — Auf betont ethischer Grundlage steht dagegen das berühmte Buch „**Die Zitadelle**“ von **A. J. Cronin**, das deutsch im 33.—50. Tausend vorliegt und in Amerika schon in mehr als einer Viertelmillion Exemplaren verkauft worden ist (Paul Zsolnay Verlag, Berlin 1938. Übertragen von Richard Hoffmann. Titel der englischen Originalausgabe: „The citadel“). Dieser Welterfolg ist nicht unberechtigt: es ist ein ungewöhnliches Buch durch die Kraft und Leidenschaft seiner Schilderung und die hohe Gefinnung, der es Ausdruck gibt. Es erzählt vom Aufstieg eines aus einfachen Verhältnissen stammenden, ungemein tüchtigen jungen Arztes in der englischen Ärztehierarchie, von seinem Gewissenskampf, in dem er beinahe erliegt, um die Hochhaltung der idealen Berufsauffassung gegenüber dem bis in die höchsten Stellen gedungenen und weitverbreiteten Kult des Erwerbsfinnes in der Ärzteschaft: es ist das Thema „Geld und Geist“, abgewandelt im Hinblick auf den englischen Ärztestand. Aber wie abgewandelt! In einer packenden Bilderfolge von wunderbar klarer Zeichnung, die ergreifend wirkt. Das Buch predigt nicht, es schildert. Aber man spürt in seiner Schilderung das Beben des Menschen, der mehr will als schildern — sei es in der starken Dynamik der Erzählung, sei es in ihrem Tempo oder in ihrer Verhaltnenheit, die nur das Geschehen selber reden läßt. Bücher von so starker Durchdrungenheit sind selten, so viele Bücher auch geschrieben werden. Das Thema „Geld und Geist“ erinnert an Gotthelf, von dem sonst J. A. Cronin gewiß nicht viel hat, aber doch noch eines: es geht eine Frauengestalt durch das Buch, Christine, die Gattin des Helden, eine Frau, wie sie Gotthelf in ganz anderer Umgebung immer wieder gezeichnet hat: still, bescheiden, tüchtig, der gute Geist des Hauses und die Stimme des Guten im Leben ihres Mannes.

Aus dem Norden, dessen Literatur ja in ständiger Wechselwirkung mit der deutschen steht, liegt mir der Roman des Norwegers **Johan Falkberget**, „**Im Zeichen des Hammers**“ vor (Paul List Verlag, Leipzig 1938. Übertragen von Elisabeth Jhle. Titel der norwegischen Originalausgabe: „Christianus Sextus“). Es ist ein historischer Roman, jedoch ohne große historische Persönlichkeiten oder Geschehnisse zu beschwören, ein Sittengemälde aus der Zeit nach dem nordischen Kriege und spielt oben in einem weltverlorenen Bergwerksort hinter Trondheim. Kleine Leute, vorab Jämtländer, die aus Schweden herübergekommen sind, hungern und ringen in den Kupfergruben um ihr Brot — davon handelt das Buch, ein Buch von mehr als 800 Seiten! Und man muß sich fragen, wie es möglich ist, daß man, von dem Buch im Banne gehalten, mitgeht bis zum Ende. Knut Hamsun gibt die Antwort, wenn er Johan Falkberget „den menschlichsten von allen“ jüngeren Dichtern Norwegens nennt; „er hat den Blick auf das Leben, er hat die Kunst, und er hat das Herz. Wir haben in Norwegen keinen Besseren als ihn“. Hier ist wirklich eine dichterische Kraft von bedeutendem Ausmaß am Werke, mit freiem Blick auf die herben Schönheiten der skandinavischen Bergwelt, mit innerster Ergründung der einfachen Menschen, schlichter Kämpfer ums Dasein und merkwürdiger Einzelgänger, mit tiefem Sinn für das Ewige im menschlichen Schicksal: das Gewissen, die Liebe, die Arbeit, den Tod. So unmittelbar lebendig wirkt die Darstellung, daß man auf lange Strecken vermeint, sie spiele in der Gegenwart, und es dann schließlich inne wird, daß unsere Gegenwart eben auch die Gegenwart jener armen Grubenarbeiter aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts ist, wenn wir den Begriff der „Gegenwart“ nur auf die ewigen Mächte beziehen, die über allem Leben walten.

Endlich sei noch eine Übersetzung aus dem Russischen angezeigt, wenn sie schon lange nicht mehr unter die Werke von Zeitgenossen eingereiht werden kann: Im Jahre 1842 hat **Nicolai Gogol** den I. Teil seines Werkes „**Tote Seelen oder Tschitschikoffs Abenteuer. Ein Poem**“ veröffentlicht, den nun der Rowohlt-Verlag in Berlin, übersetzt von Sigismund Radetski, in einer Prachtausgabe mit hundert Zeichnungen von Alexander Agin neu herausgibt. Man liest die breite satirische Schilderung des Lebens in der russischen Provinz und der russischen Landedelleute in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch heute mit großem Ergözen und mit nicht minderem Ergözen die Abenteuer und Umtriebe des Hochstaplers Tschitschikoff, aber was dem gewichtigen Band noch seinen besonderen Wert verleiht, das sind die Gogol kongenialen Zeichnungen von Alexander Agin. Blitzartig erleuchten sie die Hintergründigkeit einer Textstelle. Sie sind großartig verräterisch! Und, eines Geistes mit dem Buche, teilen sie mit Gogols „Poem“ den so häufigen russischen

Zug, daß in ihnen Liebe zu den heimatlichen Zuständen und zeretzende Kritik an ihnen im Widerstreite liegen — man kann sie immer wieder vornehmen und rätselratend bei ihnen verweilen.

Carl Günther.

Zur Geistesgeschichte der Schweiz.

Ernst Stähelin, Das theologische Lebenswerk Johannes Dekolampads. Band 21 der Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte. Verlag M. Heinsius Nachf., Leipzig 1939.

In diesem monumentalen Geschichtswerk erhalten wir die erstmalig allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Erfassung des theologischen Wertes des Basler Reformators. Wie St. bereits vorbereitend intensivste Quellenarbeit langer Jahre vermittelt hat — es sei nur an das zweibändige Werk erinnert: Briefe und Akten zum Leben Dekolampads —, so wird nun hier in gleicher Sorgfalt das ganze Schrifttum des Meisters vollständig ausgebreitet, bis in die Predigtliteratur hinein, auch wichtige Gutachten und Briefe, und zwar genetisch zur Übersicht gebracht und analysiert, so daß alles bequem zugänglich wird. Dies alles ist hineingestellt in einen knappen biographischen Rahmen, der an einzelnen Stellen, zumal bei den Jugendjahren, ausführlicher gearbeitet ist. Der Hauptakzent fällt durchaus auf die ganze innere Entwicklung und geistige Auswirkung des Reformators, an Hand des literarischen Werkes. Die solide Mitteilung der Tatjachen überwiegt vor der Charakterisierung. Erst recht liegen subjektive Betrachtungen und schillernde Geistreichigkeiten diesem Typus der Arbeit fern. Solche Methode tut fürs Erste der Dekolampad-Forschung einen größeren Dienst, als wenn sofort alles systematisch zusammengestampft worden wäre. Der urkundliche Nachweis der Zusammenhänge erfolgt unerbittlich genau und sorgsam, die bewährte Methodik des geschmähten Historismus ist hier noch unverletzt. Die Darstellung ist immer klar, vorsichtig, solide und niemals gewagt. So hat uns hier Basel ein grundlegendes Geschichtswerk zum Verständnis der schweizerischen protestantischen Neuordnung geschenkt.

Das Charakterbild des Weinsberger Schwaben, der eine Baslerin zur Mutter hatte, ist eindrücklich und gewinnend. Immer ist er stetig und gründlich in seinem Wollen, von der Zeit an, wo er in der Klosterstille kämpfend sich endgültig zum neuen Glauben durchgerungen hat. Es ist kein leidenschaftlicher Dränger, sondern der Vorsichtige (vgl. Zwinglis Urteil, S. 275), der aber der Wahrheit nicht weicht, sondern unentwegt tapfer dasteht, wenn Zurückhaltung nicht mehr am Platze ist. Groß ist er im Bewähren der Gemeinschaft. Zäh hält er fest an der Freundschaft mit Melancthon und der Ehrerbietung gegen Luther. Erst die Genuina Expositio zerstört die Gemeinschaft mit den Wittenbergern und Schwaben, wie auch die mit Pirkheimer. Klar und fest ist die Freundschaft mit Zwingli, eine solche übrigens ohne Verleugnung der Selbständigkeit. Gut ist das Verhältnis zu Bern. Eng die Beziehung zu den Straßburgern, die zu Blarer in Konstanz. Bemerkenswert ist der Einfluß auf Farel und Frankreich. Kein Wunder dann allerdings, daß dieser Meister der Gemeinschaft zur Zeit der Konkordienversuche im Abendmahlsstreit, als die Tetrapolitana zur Debatte stand, gleich den Straßburgern zur Konzession neigt, anders als die Genossen zu Zürich und Bern, die klarer und bestimmter allen mißverständlichen Ausdruck ablehnen. Zwinglis Haltung war hier der Zukunftsklärung förderlicher. — Bedeutend und ehrwürdig ist bei Dekolampad wie bei allen Reformatoren die Vereinigung von Handeln und Meditieren, von Kirchenarbeit, Praxis des Pfarramtes und Gelehrtentum. Die geistige Haltung des aus der Reformbewegung Wimpfelings Kommenden bleibt dauernd, mindestens formal, durch den Humanismus geprägt, ja der einstige Spiritualismus blüht als Grenze hier und da noch auf, etwa in dem milden Verhalten zu Hans Dend und Kaspar Schwendfeldt, wenn er darin auch lange nicht so weit geht wie ein Capito. Philologisch ist er der tüchtige Gräzist aus Reuchlins Schule, als Hebraist überbietet er Erasmus. Er schreibt eine griechische Grammatik, wird Helfer des Rotterdammers bei der Herausgabe des griechischen Neuen Testaments. Humanistisch getragen ist aber vor allem seine Erschließung der Welt der griechischen Väter, wie er ja 1522 als patristischer Herausgeber nach Basel geführt ward. Bis ans Ende seiner

Tage, mitten in riesenhafter Arbeit, müht sich sein zäher Fleiß um die Überetzung der Gregore, des Joh. Damascenus, Basilus, Chrysostomus, Theophylact, Cyrill von Alexandrien. Mit vollen Händen wirft er das Väterzitat in den Abendmahlsstreit, wenn auch seine Interpretation sich zu sehr an Basel und Zürich orientiert. Ist der Überbürdete hier und da fehlsam durch Eile, so hat doch Erasmus seine Überetzung des Chrysostomus aufgenommen. Als Prediger geht er Zwinglis Weg der fortlaufenden Auslegung ganzer biblischer Bücher. Der Lehrer zeigt klare, zuverlässige Bemühung, er überwindet die alte Mystik durch Schriftvertiefung und heilsgeschichtliche Theologie. Seine Vorlesungen, zumal über die Propheten, aber auch über Neutestamentliches, unterscheiden bei der Deutung des Alten Testaments historisches Verständnis und geistlichen Verstand. Es sind weniger Kommentare im heutigen Sinn, als aktuelle Anwendungen auf die Gegenwart in einer von Christus her durchleuchteten Verkündigung, viel mehr für die Kirche, als für die Gelehrten geschrieben. Auch Basel zeigt wie die Zürcher Prophezei (S. 546) jene Aufeinanderfolge von theologischem Kolleg und Verkündigung an die Gemeinde.

Aus den von Stähelin neu dargebotenen Grundsteinen zu einer Theologie Desolompads seien vor allem einige markiert, die zu Calvins Bau gedient haben. Es ist das einmal die Grundauffassung des Reiches und der Ehre Gottes, was thematisch durch alles Schrifttum durchklingt. Was ist ihm das Reich Christi? Wir haben da in der Antwort traditionelles Gut, dann die Betonung des geistigen Reiches in den Herzen, was besonders an Luther erinnert. Wir finden weiter die Zusammenordnung von Reich und Kirche (vgl. Augustin). Aber es erscheint nun auch bei ihm schon die auffallende Betonung des Reiches Christi als einer Gesamterneuerung der Verhältnisse, die sich in der Öffentlichkeit Bahn schafft, in Kirche und Staat, in der Schule, in den Ordnungen des Volkslebens. Und das soll auch geschehn durch die Gewalt der Obrigkeit. Vgl. dazu den Brief an Joh. Zwief von Konstanz vom 4. Mai 1528 (S. 461 ff.). Hier kommt er Buzers „De regno Christi Jesu servatoris nostri“ sehr nahe. Im Blick auf diesen Brief ist die Überschrift des V. Teiles: „Die Ausgestaltung des Reiches Christi in Basel“ nicht zu gewagt, wenn auch Desolampad sonst statt des Stichwortes regnum Christi in der Praxis lieber von der „Ordnung“ spricht. Die termini „Wachsen, Mehren, Ausbreiten“ des Reiches, freilich nicht die dem Pietismus eigene „Geschichte des Reiches Gottes“, begegnen bei ihm häufig. Immerhin kann man auch sagen, daß die These des Coccejus, daß die Heilige Schrift Urkunde des Reiches sei, an ihm einen Vorläufer hat.

Weiter hat der Basler in der Bußfrage Calvin bedeutend vorgearbeitet. Was dem heutigen Protestantismus möglichst fern liegt, die Erneuerung des Kirchenbannes, entspringt bei Desolampad einmal der Betonung der Heiligung, der neuen Kreatur in Christus, aber auch biographisch seiner tiefen Lebensbegegnung mit der Beichte — ist doch eine Schrift über diese Frage von 1521 das Resultat seiner Krisis im Kloster. So bewundernswert darin ist, daß die brüderliche Beichte und öffentliche Bußdisziplin dem „Bekennen, das vor Gott geschieht“, untergeordnet wird, so hat doch der einstige Poenitentiar am Basler Münster lebenslang die Kirchenzucht — im Zusammenwirken mit einem Presbyterium — und zwar ursprünglich als eine rein selbständig kirchliche Sache, dem Staate gegenüber vertreten. Buzer findet ihn hier zu streng. Im Bereich des christlichen Bургrechtes scheitern seine Vorschläge. Der Basler Rat baut dann das Bannsystem stärker in das Staatswesen ein. Aber auf jeden Fall hat Desolampad hier schöpferisch gewirkt und die Kirchenzucht der calvinischen Kirche vorgezeichnet.

In der Tauflehre schließt er sich Zwingli an, hat jedoch seine besondere Färbung in freien Äußerungen zur Kindertaufe: Es gebe dazu kein Gebot in der Schrift, und über das Alter der Täuflinge sei kein Gesetz zu machen. — Die „tropische“ Auffassung der Abendmahls Worte, die Wertung der Zeichen als „sacrosancta symbola“ stellt ihn ebenfalls zu Zwingli, dazu die Ablehnung nicht nur der Realpräsenz, sondern auch der Ubiquität. Auch er leugnet nicht die wahrhaftige Mitteilung des Leibes und Blutes Christi durch das Wort. Gesund und ebenfalls wieder Calvin vorbereitend ist der Blick auf das Kreuz selbst beim Abendmahl und auf den himmlischen Christus, statt auf Luthers Marburger Kreidestriche. Er hat Luthers Fragestellung als scholastisch erkannt. Sein Hinweis auf die symbolische Bedeutung des Passah ist heute durch die Forschung von neuem aktuell

geworden, während sich allerdings nicht halten läßt, daß Joh. 6 ohne alle Beziehung auf das Herrenmahl formuliert sei.

Noch sei verwiesen auf einige zeitwichtige Punkte, die Stellung zum Krieg, zum Antichristentum, zum Endglauben. In der Kriegsfrage begegnet ein eigentümliches Hin und Her. Auf der einen Seite ist er gegen den Krieg. Doch den Waldensern schreibt er, es sei dem göttlichen Geheiß nicht zuwider, wenn die weltliche Obrigkeit das Vaterland mit dem Schwert verteidige, sie tue das als Stellvertreterin Gottes (S. 626). Das waffenlose Volk wird weibisch (S. 452). Dagegen heißt es dann, das Evangelium verbiete, daß man sich selber mit dem Schwert verteidige (S. 626). Es gelte in Geduld das Übel zu ertragen. Anders predigt er nach der Kappeler Schlacht: Es sei erlaubt, zum Schutze des christlichen Glaubens Krieg zu führen. — Im Islam und im Papsttum sieht er wohl antichristliche Erscheinungen am Werk. Aber er scheut sich, bestimmte Personen als den Antichristen zu bezeichnen. — In seiner Stellung zum Chiliasmus lehnt er gegen Cellarius die Rettung Israels als Volk ab und legt Röm. 11, 26 geistlich aus. Das entspricht durchaus der Entscheidung anderer führender Reformatoren.

Paul Wernle, Der schweizerische Protestantismus in der Zeit der Helvetik 1798—1803. 1. Band: Der Aufstieg der Revolution in der Eidgenossenschaft. 598 S. Max Niehans Verlag, Zürich u. Leipzig. 1938.

Der im April 1939 verstorbene P. Wernle hatte in seinem dreibändigen Werk: „Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert“ solide Fundamente der Vorarbeit zur Erfassung dessen geschaffen, was eine Kirchengeschichte der Helvetik voraussetzt. Als letzte Arbeit hinterließ er eine Bearbeitung dieses Themas. Hier liegt zunächst der 1. Band vor. Er reicht bis zur Darstellung der kirchlichen Auswirkungen, die dem Zusammenbruch des Staates nach der zweiten Schlacht bei Zürich (Sept. 1799) folgten. Hoffentlich dürfen wir auch den 2. Band mit dem Gesamtregister sicher erwarten. Daß der Verfasser in schweren Hemmungen der Krankheit arbeitete und daß dem Leidenden eine Reihe von Helfern die letzten Dienste vor der Drucklegung taten, das hat in dem vorliegenden Buche im Ganzen erstaunlich geringe Nachteile hinterlassen. Zu diesen gehört nicht etwa, daß hier nicht allein Darstellung, sondern auch Quellauszüge geboten werden. Ist doch durch Mitteilung aus unzähligen Urkunden mannigfachster Art das Werk gerade dankenswert reich geworden. Die Lektüre dieser Fülle der Materialien ist freilich reichhaltige Arbeit. Aber diese Art Darbietung macht alles ungemein lebendig und aufschlußreich. Das Gesamtbild resultiert aus einer riesigen Anzahl von Einzelstudien, denen ihr Eigencharakter möglichst unmittelbar belassen wird. — Im Porträtieren von Charakterköpfen zeigt sich auch hier noch die Spur der Meisterhand.

Der Standort Wernles ist auf Seiten des alten, offenbarten Glaubens. Doch so tapfer und unerbittlich er den Maßstab der Wahrhaftigkeit anlegt und nach der echten christlichen Grundhaltung fragt, so vornehm ist das Bestreben, auch solchen Vertretern der Helvetik, die wie ein Och, Usteri, Escher mit dem alten Glauben gebrochen haben, gerecht zu werden. Der Verfasser fühlt sich in den Idealismus der Fortschrittsmänner verstehend hinein. Nicht nur bei Heß und Lavater, sondern auch bei einem Stapfer weiß er das Große durchaus zu würdigen. Es wird hier geistige Geschichte vom religiösen Standort aus geschrieben über jenen Zeitraum, in dem die Eidgenossenschaft als Frankreichs Vasallenstaat mit einer gewissen Selbstständigkeit weiterbesteht, die Westschweiz an Frankreich verloren geht und das Ganze, entgegen seiner föderalistischen Struktur, nach französischem Muster zentralisiert wird, alles unter dem Druck französischer Bajonette. Dabei geht es immer um die Auswirkung auf das kirchliche Leben. Wernle ist sich dessen bewußt, daß sogar die Verfassung der repräsentativen Demokratie des Peter Och ein Schicksal unter höherer Vorsehung war. Bis zu einem gewissen Grade sind diese Umstände unwiderstehlich, so demütigend die geistige Abhängigkeit von Frankreich, so erschütternd die nachherige Überflutung des Schweizerlandes durch französische, österreichische, russische Truppen ist.

Daß auch das staatliche Geschehen ausführlich behandelt wird, ist durch die Verflochtenheit der Beziehungen bedingt. Wer könnte übersehen, wie die Aufhebung der Feudallasten und Zehnten die Kirche überaus stark berührt, wie die Einschränkung des Presse- und Versammlungsrechtes das freimütige öffentliche Männen-

wort auch des christlichen Gewissens knebelt! Das hat nicht nur ein R. L. Haller, sondern vor allem auch ein Lavater tief empfunden. Die Handels- und Gewerbefreiheit wirkt als unbeschränkte Schankfreiheit so ruinös, daß gerade die kirchliche Arbeit tief getroffen wird. Auch im Zivil- und Kriminalrecht und auf andren Gebieten bringt die Tendenz der Humanisierung und Emanzipation auf Schritt und Tritt weltanschauliche Auseinandersetzung. Die christliche Ethik hat fortgesetzt zu antworten.

Das Verhältnis von Kirche und Staat — zwei Richtungen stehen sich da in jenen Tagen gegenüber. Auf der einen Seite wird vertreten der religionslose, entchristlichte Staat, der nach den Grundsätzen der französischen Revolution die Religion sich selber überläßt (P. Dchs). Auf der andren Seite steht, und zwar ebenfalls bei „Patrioten“ und Aufklärern, das staatskirchliche Ideal in liberaler Fassung (z. B. Stapfer). Beide Richtungen der aufgeklärten „Patrioten“ wollen keine Unterdrückung der Kirche. Die große geschichtliche Tatsache aber ist nun die, daß die Helvetik nicht mit dem Staatskirchentum gebrochen hat. Wohl aber — und das ist der religiös-kirchliche Geisteskampf jener Tage — erfolgt der Bruch mit dem alten orthodoxen Staatskirchentum. Der aufgeklärte revolutionäre Zeitgeist steht gegen die alten Traditionen, die religio naturalis gegen das alte Gesangbuch und den Heidelberger Katechismus. Dies Bekenntnisbuch und jene Psalmen- gesänge müssen etwas eigenartig Wertvolles sein, daß die natürliche Religion sie als Träger der offenbaren Religion so bekämpft hat. Verhängnisvoll ist zumal der feindselige Vorstoß gegen die Sitten- und Ehegerichte, was zum Zerfall der kirchlich-reformierten Sitte führt.

Das fraglos bedeutendste Stück des Buches ist die Würdigung der Weltanschauung der helvetischen Führer, die fast alle dem christlichen Glauben den Abschied gegeben haben („Der neue helvetische Geist“, S. 79—104). Die Humanitätsreligion, die Ideen des Naturrechts, die Begeisterung für den Fortschritt und die allmähliche Veredelung der Menschheit erzeugen hier die Religion der Offenbarung. (Über den Deismus von Peter Dchs, der Naturrecht und Bergpredigt vermischt, vgl. als Ergänzung: G. Steiner, Kirchenblatt f. d. ref. Schweiz 1939 (95) No. 20, S. 312, Sp. 2 unten). Wernle bleibt in der Beurteilung nicht bei landläufigen Voten stehen, sondern ist auch ihrem guten Streben vorurteilsfrei offen. Der Minister für den öffentlichen Unterricht, Ph. A. Stapfer, der als junger Dreißiger ungeheuerliche Verantwortung trug, erhält nicht nur als Führer in jener „wundervollen pädagogischen Aera“ volles Lob, sondern auch als der Vertreter einer Wechselwirkung zwischen Kirche und Staat, als der Führer im Kampfe gegen die Indifferenz des Staates in Religionsfragen, den er zum unberechenbaren Segen der Schweiz auf sich nahm. Aber auch er kommt gleich seinem Lehrer Jth nicht über die kantische Moral hinaus. Das Reich Gottes ist ihm, wie dem Königsberger, die zur sittlichen Veredelung organisierte Menschheit. Jubelt gar ein Pestalozzi den Anfängen der französischen Revolution zu und arbeitet als Regierungspublizist im Dienste des französischen Nationalismus — wer wird bei ihm angeichts des Größeren, der pädagogischen Leidenschaft, solche Entgleisung hervorkehren wollen? Schlecht kommt bei Wernle weg der schillernde, übergeschäftigte „Patriot“ Heinrich Bschölle.

Das Hauptanliegen bleibt natürlich das Achthaben auf das Leben der Kirche, der Gemeinden, der Pfarrer. Die Pfarrer, die durch § 26, Titel 3 der Verfassung vom Bürgerrecht ausgeschlossen sind, deren Wahlverhältnisse — ob die Verwaltungskammer, ob die Gemeinde dominiert, chaotisch durcheinandergerührt sind, denen unverdrossene Mitarbeit an einer ganz laiierten Schule zugemutet wird, sie gehen vor allem durch schwerste Predignöte. Der erste Abschnitt gleich zeigt, wie sich in der schweizerischen Predigt jene Tage spiegeln, als alles um den Freiheitsbaum tanzt. Daß man amtlich die Predigt „patriotischen“ Zwecken dienstbar machen will, ist ein wunder Punkt. Der Minister nimmt richtungsweisend Stellung zur Bettagspredigt. Das aufgezwungene Gebet für die Obrigkeit (S. 344) trieft vom Lob der geschenkten Menschenrechte. Wie vieles ist hier brennend aktuell im Blick auf die Kirchengeschichte der Gegenwart. Der tapfere Kirchenkampf in den bunten Spielarten der Kantone und Landesgegenden, den Wernle so lebhaft schildert! Da ist nicht nur ein mitunter seltsam versagender Pietismus anzutreffen, oder ein in Gottes Hand resignierender Calvinismus (Steinlein, St. Gallen, S. 59 f.),

sondern auch viel Bewährung eines reformatorisch kämpferischen Bibelglaubens. Wie gegenwartsnah mutet an die Frage des Bürgereides (ohne Erwähnung Gottes) oder jene merkwürdige Spur eines Nationalkultes, die Verehrung von Wilhelm Tell in St. Laurent zu Lausanne. Oder die bei Behandlung der Judenfrage auf einmal Gift spritzenden antisemitischen Instinkte.

Das Eindrücklichste bietet jedoch die Darstellung von Kirchenmännern wie J. J. Heß und Kaspar Lavater in Zürich. Sie stehen geistesmächtig, aufrecht, ungebrochen in aller Ohnmacht der Zeit. Heß zieht in männlicher Klarheit, ohne geistreich sein zu wollen, aus dem Zentrum vom Reiche Gottes seine eigentümliche Kraft. Was er und Lavater sich an Kritik der Regierung erlauben, ist aller Achtung wert. (Vgl. J. J. Heß, *Helvetiens neue Staatsverfassung*, 1798.) Oder man lese sein Zirkular an die Zürcherische Geistlichkeit vom 2. Dez. 1799 (583 ff.), oder seine nüchterne, gehaltene Bettagspredigt S. 298. Lavater kann in seinem optimistischen Enthusiasmus im Anerkennen der Helvetischen Konstitution zu weit gehn (S. 285), und doch läßt sich auch dieser Impulsive niemals einspannen in geistige Hörigkeit von Frankreich. Er bleibt der freimütige, selbständige, gerade Schweizer. Zur Zehntenfrage, zur geknebelten Pressfreiheit, zum Elend der Deportationen ergreift er furchtlos das Wort. Er kann (S. 505) nach Röm. 13 für den Gehorsam gegen die Obrigkeit eintreten und dieser gleichzeitig unerschrocken die Meinung sagen. Das „Wort eines freien Schweizers an die große Nation“ vom 10. Mai 1798 gehört zum Unvergänglichen der Schweizergeschichte. Noch mutiger ist des Wundkranken Brief an das Direktorium vom 23. Nov. 1799, „ein Wort der Warnung aus dem Munde eines freien Helvetiers“. Kirchlich vertritt Lavater die freie Kirche im freien Staat, ein Vorläufer von A. Vinet. Durch das Schlagwort Pietismus sind weder Heß noch Lavater zu kennzeichnen. Wohl gehört der Pfarrer an St. Peter mit seiner ernstgemeinten Prophetie vom Antichristen (S. 507) in die Reihe der damaligen eschatologischen Bewegung. Aber wie kann er gerade auch den Pietisten die Wahrheit sagen, wenn sie ängstlich seinen Freimut scheuen (570 f.). In Liebe, aber unabhängig, urteilt er über diese ganze Gruppe (S. 508 f.). Verwandt im Geiste ist Joh. Georg Schultheß in Zürich und die männlichen Schaffhausener J. G. Müller und J. C. Stöckar.

Kurt Guggisberg, Jeremias Gotthelf, Christentum und Leben. Verlag M. Niehans. Zürich und Leipzig. 1939.

Dies kundige und gründliche Buch beschäftigt sich mit der Religion Gotthelfs. Mit seinen Glaubensvorstellungen und -motiven, ihren ethischen Ausgestaltungen und mit seiner Stellung zu den religiösen Hauptströmungen der Umwelt. Es ist ein sehr reiches Buch und glücklicherweise kein schematisches, sondern ein lebensvolles. Allerdings insofern ein theologisches, als es nach Theologie und Christentum fragt, also das in Angriff nimmt, was der Theologe zu sagen hat. Aber es ist keine theologische Fachsimpelei, die Fenster werden nach allen Seiten aufgemacht und das Gesagte ordnet sich ein in die gesamte Gotthelfforschung. Daß bei G. der religiöse Gesichtspunkt der vorherrschende ist, daß er überall anknüpft beim biblisch-christlichen Glauben, diese Grundthese berechtigt zu der Fragestellung. Aber indem bei diesem Glauben das Dynamische, Antiintellektuelle, die Verflechtung mit den Lebensmächten, aufgezeigt wird, indem in der Persönlichkeit das leidenschaftlich Dämonische, das Aggressive und Prophetische immer wieder vorangestellt wird, ist es unmöglich, daß der Verf. der Gefahr verfällt, mit Gotthelf nur ein Examen über seine theologischen Ansichten anzustellen. Hätte vielleicht der Dichter trotzdem gelächelt über die Untersuchung seiner theologischen Zugehörigkeit, so hat doch diese weitherzig-weitsichtige Untersuchung ihn ja nur herausgestellt — als Dichter. In reicher religionsgeschichtlicher, dogmengeschichtlicher — aber auch literaturgeschichtlicher, zeitgeschichtlicher und philosophischer Orientierung durchziehen die Vergleiche mit Verwandtem und Unterscheidendem das ganze Buch. Eine besondere Stärke ist die fortwährende Benützung der Predigtmanuskripte Gotthelfs, die Charakteristik des Predigers, der mitunter ganze biblische Bücher ausgelegt hat, der aber bei aller Biblizität so auf den Alltag eingeht und durchaus Hirt seiner Gemeinde ist. Das schon bedeutet allein in dieser geistigen Durchdringung der Fragen einen wichtigen Zuwachs zur Gotthelfliteratur. — Daß sich das Zeitbestimmte und das Zeitlose in einer ungeheuren *complexio oppositorum* bei

G. vereint, das ist der Hauptkern des Resultates. Der unablässig bewegte Kämpfer steht in einem konkreten Zeitrahmen, aber er erhebt sich zu schier mythischer Überzeitlichkeit. So kann man auch seine Frömmigkeit nicht einfach irgendwo einreihen. Er sprengt alle Fächer. Vgl. v. a. S. 277. Für keine „Richtung“ kann er in Anspruch genommen werden, er ist weder einfach liberal oder orthodox noch pietistisch, er gehört weder einlinig zur Aufklärung, noch zum Idealismus, und seine Geisteswelt kann religiös weder von der Mythologie, noch von der Bibelwelt her ganz verstanden werden. Sein Werk ist durchflutet von jahrtausendealter Tradition. Er ist ebenso naturwüchsig wie kultiviert, konservativ wie fortschrittlich, weltfreudig wie gebunden an die Bibel, mystisch-romantisch wie genuin christlich, orthodox wie aufgeklärt. Er ist in lauter Gegensätzen aufgebaut und umfaßt das Heterogenste. Die Weite seiner Dimensionen ist einmalig und schier legendarisch. Man könnte hier in der Betrachtung Dialektiker werden, wenn man es noch nicht ist. Überallher nimmt er Samen und Frucht und sprengt alle Hüllen und Schranken, weil er so reich ist. Dies wird nun in der theologischen Untersuchung durchgeführt: Ist er orthodox? Gewiß hat er Treue zur überlieferten Kirchenlehre. Aber er ist nicht in Erstarrung gebunden an das altkirchliche Dogma; man beachte seine Stellung zu Trinität und Erbschuld. Sein Vater war strenger Supranaturalist, seine Berner Lehrer der gleichen Richtung lassen ihn unbefriedigt. Gegen unlebendige orthodoxe Kirchlichkeit läuft er in jungen Jahren Sturm. Es ist in ihm ein starkes Freiheitsringen gegen falsche Autorität. Er sagt: „Ich nehme die Wunder an, wie sie gegeben sind“ — aber er ist auch offen für Kritik der Wundergeschichten. Spießbürgerliche Frömmigkeit verwirft er. Der Glaube ist ihm eine den ganzen Menschen erfassende Totalität. Der Erlebnisgehalt ist ihm dabei wichtiger als die Dogmatik. Die große religiöse Wandlung Gott-helfs, die eine stärkere Lösung von der liberalen Theologie herbeiführt, seine Erschütterung durch den religionslosen Zeitgeist, sie nähert ihn stärker dem Volksglauben und der wörtlichen Auffassung der Bibel an. Er gewinnt mehr Fühlung mit dem alttestamentlichen Denken im Bauernvolk. Und doch ist er sehr wenig reformiert-konfessionell. Er ist kein Prädestinarianer, kein Freund reformierter Kirchenzucht, der Heidelberger Katechismus ist ihm für Ältere ehrwürdig, aber kein Lehrbuch für Kinder. Überzeugter Staatskirchler ist er — nicht weniger als Zwingli es vorgezeichnet hat. Aber sein Biblizismus ist nicht rein reformatorisch geprägt, sondern mit Idealismus und Mystik verwoben. Den Pietismus hat er wohl auf sich wirken lassen und seine Predigt zeigt erweckliche Züge. Er dringt wie der Pietismus auf Erleben Gottes im Herzen. Aber alles Enge, Frömmelnde, Gefühligke, die Stündelisprache, der Separatismus ist seiner christlichen Weite zuwider. Noch bedeutsamer ist das romantisch-mystische Erbe. Er nennt sich selber „Mystiker in gewisser Beziehung“. Und es handelt sich da vor allem um das Einswerden mit Gott. Freilich den sog. Panentheismus, den Guggisberg bei ihm findet, kann er ja biblisch gut begründen, man denke etwa an Ps. 139 und Apg. 17. Einen mystischen Zug hat er auch in der Abendmahlslehre. Seine Religionsauffassung ist durch Schleiermachers religiöses Gefühl und Fries' „Ähnung“ tiefgehend beeinflusst. Er kennt die Schauer der Nähe Gottes. Und die Erkenntnis, die sich mit der Ähnung zusammenschließt, ist eine intuitive. Aber — er hält fest an der Persönlichkeit Gottes, und Beten ist ihm nicht nur Kontemplation, sondern Reden mit Gott. Auch der Einfluß des Idealismus ist beträchtlich. Zumal haben Herders geschichtsphilosophische Schriften nicht nur seinen Sinn für das Erfassen des Bodenständigen, Ursprünglichen, Natürlichen geweckt, seinen Bildungshorizont erweitert, sondern vor allem das Ideal der Humanität, den auf die Menschheit bezogenen Organismus- und Entwicklungsgedanken gefördert. Lehnt er später gerade das Humanitätsgeschrei ab, so gibt er doch die Idee der Humanität niemals auf. Er glaubt an den Fortschritt des Guten in der Menschheit. Christentum und Idealismus ist ihm eine Synthese. Aber wie ist nun sein Front- und Stellungswechsel zu erklären, der aus dem ehemaligen Verehrer von Samuel Luz, der 1841 noch schreibt, er habe sich von Anfang an entschieden unter die Fahne des Freisinns gestellt, der den Vertreter vernünftigen Fortschritts und natürlicher Evolution gegen die liberale Theologie, gegen Strauß und Ed. Zeller ins Feld ziehen läßt? Ursache ist der Radikalismus der 40er Jahre. Teilt er mit der Aufklärung den Glauben an das Göttliche im Menschen und in der Menschheit, bleibt Pesta-

lozzi sein großes Vorbild, so nennt er doch Rousseau einen Irrstern. Es geht ihm auf, daß der Zeitgeist der damaligen Radikalen religionszersehkend ist und nun drängt er im Kampf gegen diesen Zeitgeist die ursprüngliche positivere Wertung jener Aufklärungsmomente zurück. Schon sein Vater war ein grimmer Feind der Helvetik wegen ihrer aus Frankreich importierten „Irreligiosität“. Nun geht es ihm nicht mehr gegen tote Orthodorie, sondern gegen die unchristliche Emanzipation, die Austreibung der Religion aus dem Volksleben. So entsteht der tiefe Riß in Gotthelfs Entwicklung, sein Kampf gegen den „Zeitgeist“. Erbittert, grolend, ja polternd steht er gegen das, was er nur als Zerstörung und Verneinung von Sittlichkeit und Glauben ansehen kann. Hierdurch wandelt sich auch das Bildungsideal. Der Scheinbildung stellt er die einfache Frömmigkeit der Herzensbildung gegenüber. Bibelfest sein, das ist höhere Bildung. Seine schroffe Polemik sieht im Radikalismus seiner Tage das Antichristliche. Darüber wird er der Konservative, der nun gar Politik und „Radikalismus“ gleichsetzt und beides als die Krankheit des Volkslebens bezeichnet. Gegen den modernen Rechtsstaat votiert er für den alten christlichen Staat. Gegen die autonome Persönlichkeit für die Bindung an Gott. Und doch heißt das alles nicht eine orthodoxe Versteinigung. Er kündigt weiter nicht allein von der Offenbarung Gottes in der Bibel, sondern in Universum, Natur, Geschichte und Menschenleben. Freilich schaut er die Natur nicht nur mit den Augen Herders, sondern mit denen des Alten Testaments. Aber die Natur ist ihm durchzogen vom Geiste Gottes. Irdisches und Geistliches ist gemischt im großen Weltenbuch. Auch auf die außerchristliche Menschheit dehnt er wie Zwingli den Offenbarungsbegriff aus. Jedoch er geht niemals auf in einem optimistischen Naturgefühl. Tief durchdrungen von der Tiefe der menschlichen Sündhaftigkeit, von den gerechten Strafen des heiligen Gottes und von der Wesenhaftigkeit dämonischer Mächte, entfernt er sich in diesem Wissen um das Abgründige im Menschen weit von Idealismus und Aufklärung, wenn ihn auch wiederum weiter mit der Humanität sein unverwüßliches Festhalten am Göttlichen, selbst im Gottlosen, sein Glaube an den reingeblichenen göttlichen Funken im Menschen, verbindet. Dieser sündhaft-tierische Mensch behält die Fähigkeit, zur Humanität zu gelangen. So ist bei Gotthelf eine ebenso biblisch wie idealistisch beeinflusste Anthropologie festzustellen. Soweit aber die idealistische Menschenauffassung im Zeitgeist zur Menschenverherrlichung wird, lehnt er sie grimmig ab, man denke nur an die Demut der Großmutter Käthi. Guggisberg hat den Beweis geführt, daß beim Menschheitsbild Gotthelfs sich Biblizismus und Idealismus die Hand reichen. Neben dem Entwicklungsgedanken steht der Abfallsgedanke, neben der Tiefe der Sündhaftigkeit wiederum der optimistische Menschheitsglaube. Und so findet sich auch in der Christologie Beides: Das biblische und orthodoxe Moment und das aufklärerische. Er hantiert sogar mit der Zweinaturenlehre, er glaubt an die Auferstehung Christi und sein zentrales Opfer der Erlösung am Kreuze. Aber die Tholuckschüler sind wenig zufrieden mit seiner Christologie: er feiert Christus als Vorbild in Lieblingsausdrücken der Aufklärung, hat nicht die orthodoxe Satisfaktionslehre, ist in seiner Verkündigung nicht eindeutig christozentrisch, sondern theozentrisch, wenn auch hier gegen Guggisberg zu sagen wäre, daß alles Christozentrische im Neuen Testament theozentrisch gemeint ist. — Die Prävalenz des Sittlichen gegenüber dem Intellektuell-Dogmatischen ist bei Gotthelf allerdings klar. Auf dies Ethische und Soziale und Politische, worüber viele schöne und reiche Zusammenfassungen geboten werden, wollen wir nicht mehr eingehen, wohl aber kurz darauf hinweisen, daß der Verf. sich ausdrücklich gegen die einseitige Betonung des Ethonischen und Mythologischen bei G. wendet. Wohl seien in der Darstellung des konservativen Bauerntums viele germanischen Elemente enthalten, aber bei aller Anhänglichkeit an das „kleine Ländchen Gosen“ (Bern) vertrete er nicht einfach bodenständiges bernisches Christentum. Der volkstümliche Glaube sei vergeistigt. Der Wert des Volkstums sei weitgehend Gegengewicht gegen den Zeitgeist und rage weit hinaus über romantisch-völkische Naturpflege. „Volk ist ihm eine erlebte Gemeinschaft schicksalsverbundener Menschen“. Auch seine Stellung zum Aberglauben sei nicht einheitlich. Teils lehne er den Synkretismus ab, teils vergeistige er ihn. Das magische Weltbild, den trassen Aberglauben, verwirft er. Immer ist ihm das Christliche das Entscheidende.

G. Schrenk.

Erziehungsfragen.

Wenn heute jemand über Erziehung schreiben will, so muß er ein Anliegen auf dem Herzen haben und er muß dieses Anliegen anderen so weitergeben, daß es auch ihnen zu Herzen geht. Die beiden folgenden Bücher erfüllen diese Bedingung auf das beste.

Walter Guyer: „Du Volk und Deine Schule.“ Ein Gespräch über Erziehung im Angesicht des Vaterlandes. Verlag Huber & Co. AG., Frauenfeld. 1939.

Ein Mahnruf klarster Prägung, eine Aufforderung zur Verantwortung, wie wir sie seit Pestalozzi kaum mehr vernommen haben. Das erste und letzte Kapitel erinnern mich stark an die „Abendstunde eines Einsiedlers“. Der Geist dieses Buches möchte durch alle Bildungskanäle hineinsickern in die letzte Stube unseres Schweizerhauses, denn hier finden wir ein staatsbürgerliches Bekenntnis und zugleich einen staatsbürgerlichen Unterricht, der von uns allen verstanden und zu Herzen genommen werden muß.

Wenn diese Schrift eher zum Vater spricht, so wendet sich die zweite mehr an die Mutter:

Marie Steiger-Lenggenhager: „Die Schule sollte,“ ... Ernsthafte Plaudereien über Schule und Elternhaus. Verlag: Loepthien, Meiringen. 1939.

Wir leben mit der Verfasserin hier gleichsam in einer Familie und erleben alle die vielen scheinbar unwichtigen und doch so bedeutenden Ereignisse in der Erziehung mit den betreffenden Eltern und Kindern. Da wird gesprochen über Schulaufgaben und Noten, über Begabung und Anstand, über Examen und Berufswahl und immer in herzlicher, fröhlicher Weise und immer so, daß Schule und Elternhaus sich besser verstehen und schätzen lernen.

A. Stüdelberger.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

Aderet, Flora: D'Frou Betty und ihri Chinder. Berndeutsches Schauspiel in 4 Aufzügen. Verlag A. Franke AG., Bern 1939. 91 Seiten, Preis Fr. 2.50.

Beutler, Ernst: Johann Heinrich Füssli. Ansprache bei Eröffnung der Füssli-Ausstellung des Frankfurter Goethemuseums am 27. August 1938. 24 Seiten und 11 Tafeln, Preis M. 2.50.

Camenzind, Josef Maria: Ein Stubenhocker fährt nach Asien. Erlebtes und Erlaushtes auf einer Reise in den Fernen Osten. 568 Seiten, Preis M. 6.60.

Cattani, Paul: Ist Demokratie heilbar? Politische Gedanken zur heutigen Schweiz. Verlag der Landeszeitung, Wil/St. G. 1939. 109 Seiten, Preis Fr. 2.—.

Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. B. I und II. Verlag Haus zum Falken, Basel 1939. 327 und 490 Seiten, Preis Fr. 20.—.

Grenfeld, Ruffel: Die Seemacht im nächsten Krieg. Deutsche Bearbeitung von Konteradmiral z. V. Gadow. Verlag Scientia AG., Zürich 1939. 222 Seiten, Preis Fr. 7.50.

Guggenbühl, Ad. und Thürer, G.: Wir wollen frei sein. Ein vaterländisches Brevier. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1939. 64 Seiten, Preis Fr. 2.60.

v. Hagen, M.: Landfahrer sind wir ... Die Tragödie eines Großen. J. F. Steinkopf Verlag, Stuttgart 1939. 230 Seiten mit 2 Bildnissen, Preis M. 4.50.

von Haffell, Ulrich: Im Wandel der Außenpolitik. Von der französischen Revolution bis zum Weltkrieg. Verlag F. Bruckmann, München 1939. 241 Seiten und 3 Tafeln, Preis M. 5.80.

Haubold, Hellmut: Johann Peter Frank, der Gesundheits- und Rassenpolitiker des 18. Jahrhunderts. J. F. Lehmanns Verlag, München 1939. 346 Seiten, mit 8 Abbildungen und 3 Karten, Preis M. 4.80.

- Heimann, Erwin:** Liebling der Götter. Ein Künstler- und Zeitroman. Verlag A. Francke AG., Bern 1939. 259 Seiten, Preis Fr. 5.80.
- Herre, Paul:** Schöpferisches Alter. Geschichtliche Spätmittelaltersleistungen in Überschau und Deutung. v. Hase & Koehler Verlag, Leipzig 1939. 367 Seiten.
- Hübler, Arnold:** Das Herz, die Ede, der Esel und andere Geschichten. Verlag Schweizer Bücherfreunde, Zürich 1939. 140 Seiten.
- Hübler-Ming, A.:** Die Lauwiser und ihr Pfarrer. Erzählung aus den 1850er Jahren. Eugen Kentsch Verlag, Erlbach-Zürich 1939. 282 Seiten, Preis Fr. 4.80.
- Javater-Elomann, Mary:** Genie des Herzens. Die Lebensgeschichte Johann Caspar Lavaters. Morgarten-Verlag AG., Zürich 1939. 478 Seiten, reich illustriert, Preis Fr. 13.50.
- Jitterscheid, Richard:** Hugo Wolf. Mit 15 Notenbeispielen und 20 Abbildungen. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam 1939. 124 Seiten.
- Muron:** Das kleine Volk. Roman. Verlag Benziger, Einsiedeln 1939. 312 Seiten, Preis Fr. 5.20.
- von Petersdorff, Herman:** Der Große Kurfürst. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig 1939. 252 Seiten.
- Sarasin, Fritz:** Reisen und Forschungen in Ceylon in den Jahren 1883—1886, 1890, 1902, 1907 und 1925. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1939. 185 Seiten, reich illustriert, Preis Fr. 11.—.
- Schempp, Otto:** Das autoritäre Spanien. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig D 5, 1939. 136 Seiten, Preis M. 2.85.
- Schneefuß, Walter:** Deutschtum in Süd-Ost-Europa. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig D 5, 1939. 142 Seiten, Preis M. 3.—.
- Schneider, Reinhold:** Corneilles Ethos in der Aera Ludwigs XIV. Eine Studie. Insel-Verlag, Leipzig 1939. 100 Seiten.
- Schwarz, Michael:** Die Slowakei. Der jüngste Staat Europas. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig D 5, 1939. 155 Seiten, Preis M. 3.—.
- Seippel, Paul:** Abole Kamm. Rascher Verlag, Zürich 1939. 235 Seiten, Preis Fr. 3.50.
- Soldaten-Liederbuch zur Grenzbefestigung 1939.** Verlag Gaiser & Halblmann, Basel 1939. 64 Seiten, Preis 75 Rp.
- Stäger, Robert:** Heilungsmöglichkeiten ohne Operation. Hans Feuz Verlag, Bern 1939. 105 Seiten, Preis Fr. 3.50.
- von Tavel, Rudolf:** Ring i der Chetti. E Räbesgschicht. Volksausgabe. Verlag A. Francke AG., Bern 1939. 483 Seiten, Preis Fr. 6.50.
- Wend, Lene:** Ein Sommer mit Petra. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart 1939. 220 Seiten, Preis M. 3.80.
- Wiegand, Carl Friedrich:** Flucht aus Venedig. Erzählung. Verlag Huber & Co. AG., Frauenfeld 1939. 340 Seiten, Preis Fr. 8.—.
- Wolfsloft, Wilhelm:** Europa kämpft für England. Das Ringen Napoleons gegen die britische Vorherrschaft. Verlag v. Hase & Koehler, Leipzig C 1, 1939. 187 Seiten mit 7 Karten, Preis M. 4.80.
- Zahn, Ernst:** Die tausendjährige Straße. Roman. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1939. 312 Seiten, Preis M. 5.50.
- Zürcher, Richard:** Wege durch Zürich. Rascher Verlag, Zürich 1939. 128 Seiten mit 69 Abbildungen, Preis Fr. 4.80.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stoderstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stoderstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.